

Helmuth Feilke

Ohne Netz und Spiegel

Wie bestimmt Sprache das Bewußtsein?

„So sagst du also, daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist?“
Richtig und falsch ist, was Menschen *sagen*; und in der *Sprache* stimmen die Menschen überein.
Dies ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform.

Ludwig Wittgenstein

Die Thematik ‚Sprache und Bewußtsein‘ ist so alt wie das Nachdenken über die Sprache selbst. Ihre ungebrochene Popularität verdankt sich – das darf man als sicher annehmen – eher dem Interesse am Bewußtsein als dem an der Sprache.¹⁾ Im Kontext dieses philosophisch populären Erkenntnisinteresses werden Sprachstrukturen gemeinhin als mehr oder weniger unmittelbare Widerspiegelungen von Bewußtseins- bzw. Geistesstrukturen interpretiert.²⁾ Die Beschäftigung mit der Sprache verspricht, Aufklärung über die wesentlichen Zusammenhänge im Funktionieren des Bewußtseins zu geben. Dies gilt für so verschiedene Denkströmungen wie die Sprachinhalts-Forschung (Humboldt, Weisgerber, Sapir, Whorf), die sprachanalytische Philosophie (Wittgenstein, Ryle) und sogar die Generative Grammatik (Chomsky, Fodor) gleichermaßen.³⁾ Ob die sprachliche ‚Zwischenwelt‘ im semantischen Denkraum von Wort- und Begriffsfeldern untersucht wird, ob man sich gegen die ‚Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache‘ einsetzt oder aber sich für die – gleich ‚angeborenen Ideen‘ – universal wirksamen Parameter der grammatischen Kompetenz interessiert: Immer geht es im Kern um die Interpretation von Sprache als Bewußtseinsphänomen und um die Frage, wie ‚Geist‘ funktioniert und wie darüber hinaus Sprache und Denken zusammenhängen. Entsprechend sehen die bekanntesten Fragestellungen zur Problematik aus: Gibt es ein Bewußtsein ohne Sprache? Bestimmt die Sprache die Inhalte des Bewußtseins? Was sagt uns das Sprachbewußtsein über die Beschaffenheit des menschlichen Geistes? usw. Diese Fragen zum Zusammenhang von Sprache und Bewußtsein sind vor allem im Kontext idealistischer Denktraditionen kulturell so eingeschliffen und scheinen so selbstverständlich, daß die immanente Perspektivität der Thematik bzw. ihre unvermeidliche perspektivische Begrenztheit kaum

(1) Den Terminus ‚Bewußtsein‘ verwende ich im folgenden zunächst nicht als ‚terminus technicus‘, sondern alltagssprachlich als Synonym für kognitive bzw. geistige Vorgänge und Strukturen im weitesten Sinne.

(2) Dies kann, muß aber nicht notwendigerweise mit einer Denktradition zusammenfallen, in der das Bewußtsein seinerseits als ‚Spiegel‘ der Realität gesehen wird und die deshalb Realität qua Sprachanalyse aufdecken zu können glaubt (vgl. Rorty 1985). Die weitgehende Gleichsetzung von Sprache mit Bewußtsein hat gerade auch dort Tradition, wo Sprache als autonome Struktur (z.B. ‚sprachliche Relativität‘) für Bewußtseinsqualitäten eigenen Rechts stehen soll, die gegen die Metapher vom ‚Spiegel‘ stehen.

(3) Die Argumentation der Generativen Grammatik ist hier besonders geschickt: In einem ersten Schritt wird ein Großteil der Reflexionen zur Thematik als ‚Rätselraten und Geheimniskrämerei‘ abgelehnt. Dann wird demgegenüber ein hochspezieller Teilbereich, das grammatische ‚Sprachvermögen‘, als wissenschaftlich exakt modellierbar dargestellt. Schließlich, im letzten Schritt, mag man sich aber damit keineswegs begnügen: Die für die Generative Theorie notwendigen Prämissen und Denkmodelle werden zu einer allgemeinen Theorie des Geistes erklärt. „Die Sprache ist somit ein Spiegel des Geistes in einem tiefen und signifikanten Sinn.“ (Chomsky 1975, S.12; vgl. auch ders. 1975, S. 11f., S. 165ff und 1981, S.11f.).

mehr zu erkennen ist. Dabei hat diese Thematisierungsweise durchaus einen ‚blinden Fleck‘: Stets bleibt das Verhältnis zur Kommunikation ‚im Schatten‘ der Problemwahrnehmung. Bewußtsein und Geist scheinen einem kommunikativ ‚exterritorialen‘ Zusammenspiel von Kognition, Sprache und Welt im Hirn des Individuums zu entspringen. Die folgenden Diskussionen und Beispiele versuchen, diesen ‚blinden Fleck‘ zunächst einzukreisen, indem einige Argumente gegen den Topos einer ‚Sprache des Bewußtseins‘ vorgetragen werden. Im Zentrum dieses Topos‘ steht – schon als Gemeinplatz – die Auffassung, das Wort sei ein Begriffszeichen, also Zeichen für eine bestimmte kognitive Repräsentation, und funktioniere genau dadurch auch in der Kommunikation. Sprache wäre danach in erster Linie ein Repräsentationssystem für Begriffe. Zunächst wird dieser meines Erachtens falsche Denkansatz im ersten Teil des Aufsatzes dargestellt und kritisiert. Der zweite Teil faßt dann Folgerungen aus der Argumentation in sechs Thesen zusammen. Im dritten Teil schließlich wird – auf dieser Grundlage und *aus der Perspektive der Kommunikation* – eine modifizierte Sicht des Zusammenhangs von Sprache und Bewußtsein vorgeschlagen.

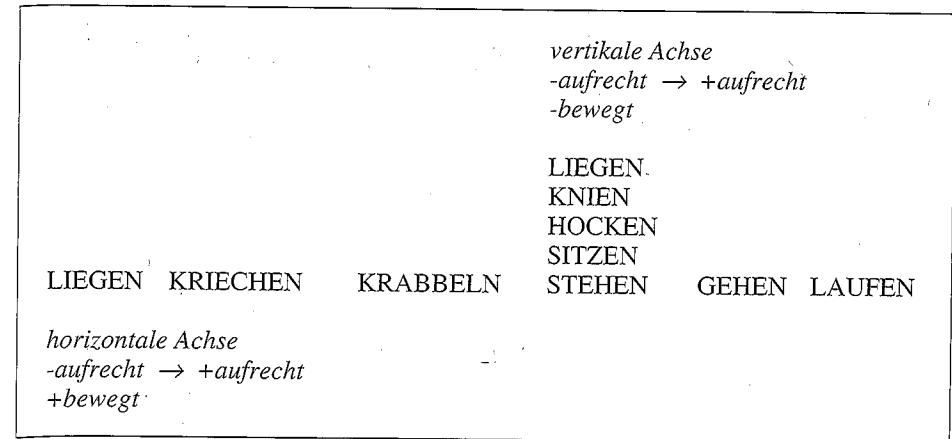
1. Sprache und Bewußtsein I: Zum Beispiel ‚Wort‘ und ‚Begriff‘

„Man sagt, Worte sind Zeichen für Begriffe. Richtiger ist es wohl zu behaupten, daß Worte *auch* als Zeichen für Begriffe dienen müssen.“ (K.O. Erdmann 1925, S.5 Herv. H.F.)

Mit dieser Formulierung aus seinem Buch ‚Die Bedeutung des Wortes‘ besteht Karl Otto Erdmann auf einer *begrifflichen* Unterscheidung, die selbst Germanistik-Studenten im Hauptstudium oft genug noch Probleme bereitet: Zwischen Wort und Begriff wird alltagssprachlich kaum differenziert; sie scheinen fast synonym zu sein. Das Wort *steht für* den Begriff. Warum also sollten sie unterschieden werden? Hier wird das ‚Wort‘ (also die sprachliche Ausdrucksseite) leicht dem Begriff (also der kognitiven Funktion) geopfert. Die Unterscheidung aber ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick scheinen mag. Nichtsdestotrotz wird auch in bekannten und immer noch einflußreichen Denkansätzen – z.B. der Wortfeldtheorie – bedenkenlos zum Begriff hin gedacht,⁴⁾ und die Funktion des Wortes wird entsprechend als Begriffsfunktion bestimmt. Um den Begriffsumfang festzulegen (Extension) und den Inhalt zu bestimmen (Intension), sucht man zu einem Wort nach einer bekannten Methode etwa Oberbegriffe, Unterbegriffe, verwandte Begriffe und Gegenbegriffe. Auf diese Art und Weise wird ein Begriffs-System konstruiert, das zum einen durch ein begriffliches ‚Genus proximum‘ integriert ist, zum anderen aber als System über ein Ensemble begrifflicher Differenzen intern differenziert ist: Wir betrachten als Beispiel den Begriff STEHEN.⁵⁾ Man könnte – mit starker Vereinfachung – z. B. zu dem Ergebnis kommen, der Begriff Stehen verbinde eine horizontale und vertikale Raum-Achse in einem Begriffssystem zur Kategorisierung von Körperbewegungen, wobei er intensional durch Merkmale wie [+aufrecht, -bewegt] von anderen Begriffen im System unterschieden ist.

(4) Methodisch heißt dies eigentlich: Es wird onomasiologisch – also vom Begriff her – gedacht. Das sogenannte ‚Archilexem‘ z.B. bei Eugenio Coseriu, das begrifflich ein Wortfeld integriert, ist immer eine onomasiologische Größe. Dies ist ein mehrfach gegenüber der Wortfeldtheorie vorgebrachter schwerwiegender Einwand.

(5) Im folgenden verwende ich immer dann, wenn es um rein kognitive Aspekte des begrifflichen Gehaltes geht, zur Kernzeichnung der Begriffe Kapitälchen.



Ein solcher Ansatz kann selbstverständlich, wenn man weitere Merkmalsdimensionen hinzunimmt (z.B. Richtung, Geschwindigkeit, Zeitverlauf, Medium der Bewegung etc.), zu einem ganzen System (Feld) von Körperlagen- und Körperbewegungs-Begriffen ausgebaut werden.⁶⁾ Augenscheinlich wird auf diese Art und Weise ein Wahrnehmungsraum begrifflich strukturiert. Scheinbar erst über den Begriff wird er damit sprachlich und kognitiv *bewußt* und verfügbar. Das ist der bekannte Grundgedanke sprachlicher ‚Relativität‘ und der Idee einer sprachlichen ‚Zwischenwelt‘, wie sie etwa im folgenden bekannten Zitat von Jost Trier zum Ausdruck kommt:

„Nicht einem schon vorhandenen, klar begrenzten einzelnen Denkinhalt wird ein Wort zeichenhaft zugeordnet, sondern erst infolge des Vorhandenseins eines Wortes im Feld hebt sich ein Einzelinhalt aus dem vor ihm vorhandenen Inhaltskomplex klar heraus. Wir werfen ein Wortnetz über das nur dunkel und komplexhaft geahnte, um es gliedernd zu fangen und in abgegrenzten Begriffen zu haben.“ (Trier 1931, S.1 ff.)

Als *Begriff* bringt nach Triers Auffassung das Wort das ‚nur dunkel und komplexhaft geahnte‘ zum Bewußtsein. Das ‚Begriffen‘ erscheint hier als Angelegenheit eines von der Kommunikation freigestellten sprachlichen Homo faber. Wie das Wort zur Kommunikation steht, spielt für eine solche Auffassung keine Rolle. Es reicht, daß es für den Begriff steht.

Auch wenn hier der sprachphilosophische Kontext geändert wird, statt des ‚Netzes‘ nun ein ‚Spiegel‘ benutzt und die strukturalistisch-relativistische durch eine materialistische Perspektive ausgetauscht wird, ergibt sich im Hauptpunkt keine Änderung: Der *Begriff* bleibt die Leitgröße. Das Wort dient *seiner* Verfügbarkeit, und das Bewußtsein wird in diesem Sinne *begrifflich* bestimmt. So etwa wenn Wilhelm Schmidt in Ausführung des Widerspiegelungsgedankens erläutert, daß

„(...) die Begriffe als wichtigste Formen des Denkens allgemeingültigen Charakter haben. Es gibt zwar verschiedene Formen und Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks der Gedanken, aber die Formen der gedanklichen Widerspiegelung der Welt sind für alle Menschen gleich (...).“ (Wilhelm Schmidt 1963, zit. nach Arens Bd.2, S. 293/294)

Auch diese Argumentation ist typisch für eine primär am begrifflichen Bewußtsein interessierte Analyse. Denn in beiden Fällen geht es – wohlgemerkt unabhängig von der er-

(6) Auf eine solche vollständige Konstruktion der Begriffsmatrix kann hier verzichtet werden.

kenntnistheoretischen Position = um die Frage: Welchen Begriff, welche kognitive Größe also, bezeichnet das Wort? Diese Konstante bleibt auch bei den Denkansätzen erhalten, die sich (prototypensemantisch) an Kriterien ‚natürlicher‘ Kategorisierung orientieren (vgl. z.B. Schrameier 1990).⁷⁾ Das Wort *repräsentiert* ein Strukturelement des Bewußtseins, und es funktioniert – in dieser Sicht – auch kommunikativ genau durch diese Repräsentationsfunktion.

Zugleich zeigt nach einer weitverbreiteten Meinung deshalb sein Gebrauch auch, wie es um die Ordnung des Bewußtseins bestellt ist.⁸⁾ Dort, wo der Gebrauch den Begriff nicht zu repräsentieren scheint, herrscht danach ein Chaos des Bewußtseins und Unordnung und Verfall des Denkens. Sprachgebrauch erscheint in dieser Sicht lediglich als das – stets gefährdete – Bemühen, das Sprechen mit einer ‚Wahrheit‘ zur Deckung zu bringen, die im Prinzip begrifflich explizierbar ist. Dies ist in der Tradition der Reflexion über ‚Sprache und Bewußtsein‘ ein außerordentlich mächtiger Topos, dessen Einfluß ungebrochen scheint.⁹⁾ Ich halte die dem Topos zugrundeliegenden Prämissen erkenntnistheoretisch für sehr problematisch und in der kommunikations- sowie sprachtheoretischen Konsequenz für falsch.

Was ist nun der Unterschied bei einer am ‚Wort‘, und damit an einer *sprachlichen* Größe interessierten Analyse?

In seinem Buch ‚Sprechen und Denken‘ bestimmt L.S. Wygotski (1934/1981) die Sprache in *zweierlei* Hinsicht. Zum einen, so Wygotski, sei die Sprache „Mittel der begrifflichen Verallgemeinerung“ (ebd. S. 13), zum anderen aber sei sie auch „Mittel des sozialen Verkehrs“ (ebd. S. 12). Mit dieser zweiten Bestimmung bezeichnet Wygotski explizit den gleichen Punkt, der von Karl-Otto Erdmann weiter oben nur implizit angeführt wurde: Die Sprache – und auch das Wort – ist zunächst dem Sprechen zugehörig; sie ist ein Instrument der *Kommunikation*, nicht kognitive Bewußtseins-Sprache, sondern eben Sprache ‚des sozialen Verkehrs‘. Dabei ist die soziale Funktion für Wygotski nicht etwa eine Erweiterung der kognitiven Verwendung durch das Individuum, etwa im Sinne einer Begriffsrepräsentation für Zwecke der Kommunikation.

Vielmehr ist für Wygotski phylogenetisch und ontogenetisch die soziale Funktion der Sprache primär (vgl. ebd. S. 42ff.). Aus ihr differenziert sich im Laufe der Entwicklung *infolge von Kommunikation* notwendig die Funktion einer Verallgemeinerung von Wortbedeutungen als kognitive Funktion für das Individuum aus. Die kognitiv-begriffliche Verallgemeinerung entsteht erst aus dem Bedürfnis (und nach Maßgabe der Anforderungen, H.F.) kommunikativer Verständigung. Unter dieser Perspektive charakterisiert Wygotski die Entwicklung zum begrifflichen Denken – durchaus in diesem Sinne – als nachgeordnete Ausdifferenzierung einer individuellen Funktion aus dem primär sozial bestimmten Funktionszusammenhang der Kommunikation. So formuliert er – bezogen auf die Zwischenstufe der ‚egozentrischen Sprache‘:

„Die Sprache für den Sprechenden selbst entsteht durch die Differenzierung der ursprünglich sozialen Funktion der Sprache für andere.“ (1934/1981, S. 317)

(7) Dabei macht es für das hier diskutierte Problem keinen entscheidenden Unterschied, ob der Ansatz vom Gesichtspunkt einer kulturell bestimmten ‚semantischen Arbeitsteilung‘ (Hilary Putnam) oder aber dem Interesse an ‚universellen‘ prototypischen Wahrnehmungskategorien (Eleonor Rosch) dominiert ist.

(8) Damit verbunden ist sehr häufig auch die weitergehende Annahme, daß die begriffliche, kategorial bestimmte Ordnung die eigentliche Ordnung des Bewußtseins sei. Zur Einseitigkeit dieser Sichtweise vgl. z.B. Aebli (1981, S. 270-277).

(9) Vgl. kritisch dazu bereits Schmidt (1969)

Es muß jedoch auch eine deutliche Schwäche in Wygotskis Konzeption angesprochen werden. Zwar rekonstruiert er phylogenetisch und ontogenetisch die Ausdifferenzierung begrifflichen Denkens aus der Kommunikation und kann insofern den sozialen Ursprung und Sinn des ‚Begriffs‘ zeigen. Ganz entgegen dem Differenzierungsgedanken aber erklärt Wygotski dann diese spezialisierte kognitive Funktion zum bestimmenden Merkmal der menschlichen Kommunikation schlechthin. Wygotskis Begeisterung für die sich emanzipierende ‚innere‘ Seite des Wortes geht auf Kosten seiner Aufmerksamkeit für die – selbstverständlich nach wie vor wirksamen – ‚äußeren‘ Funktionszusammenhänge, in die das Wort als sprachlicher Ausdruck in der Kommunikation immer wieder eintritt. In diesen Zusammenhängen spielt der Gesichtspunkt begrifflicher Repräsentation für die funktionierende Kommunikation eine weit geringere Rolle, als sie auch durch Wygotskis Argumentation nahegelegt wird. Das Wort steht *als sprachlicher Ausdruck* unter den vielfältig wechselnden Sinnbezügen von Kommunikation, in denen ihm Symptom- und Signalfunktionen Gebrauchswerte zuweisen können, die mit seiner möglichen (kognitiven) Kapazität als Begriffs-Symbol in der Regel nur sehr wenig zu tun haben!

Deshalb muß an dieser Stelle nun die Perspektive umgedreht werden. Bezogen auf Wort und Begriff, ist die Frage zu stellen, wie praktisch deutlich werden kann, daß das Wort in Zusammenhängen ‚eigenen Rechts‘ steht. Den Ansatzpunkt zur Beantwortung dieser Frage sehe ich in der Ausdrucksseite der Sprache und ihrer Bedeutung für die Kontrolle *kommunikativ* gesteuerter und konstituierter Bewußtseinsprozesse. Das Wort ist im Unterschied zum Begriff nicht ohne seine Ausdrucksseite zu denken. Im Gegensatz zum Begriff ist ein sprachlicher Ausdruck wie das Wort immer als eine *Einheit* von Ausdrucks- und Inhaltsseite zu denken, die *durch Kommunikation* auch material bestimmt und hervorgebracht worden ist. Im Verein mit dem gesamten Ausdrucksverhalten (z. B. Intonation, Gestik, Mimik, Körperdistanz) erlaubt der sprachliche Ausdruck – bezogen auf die Geschichte einer Kommunikationsgemeinschaft – genau dadurch ein Wiedererkennen von Kommunikationssituationen. Er ermöglicht, indem er auf ein Gebrauchsschema verweist, kognitiv und kommunikativ gleichfalls das sprachliche *Erzeugen* solcher Situationen (vgl. Feilke 1993, 1994). Worauf sich z. B. ein Ausdruck wie ‚das steht Dir‘ bezieht, steht für uns zweifelsfrei fest. Das gilt oft sogar für ganze Sätze. Wer wüßte etwa nicht, welche Situation ‚Ich schau Dir in die Augen, Kleines‘ konnotiert? Insofern ist ein sprachlicher Ausdruck in erster Linie und vor allem ein Zeichen für Kommunikation und für *die* kommunikativen Zusammenhänge, in denen er gebraucht worden ist. Der sprachliche Ausdruck vermittelt als (äußere) Form der Kommunikation genau die (inneren) emotionalen und kognitiven Erfahrungen, die die SprecherInnen mit ihm und über ihn gemacht haben und weiter machen. Er ist insofern immer die Vermittlung einer Form der Kommunikation mit einer Form der Emotion und Kognition.

Aus dem Blickwinkel der oben kritisch skizzierten Denktradition zum Zusammenhang von ‚Sprache und Bewußtsein‘ erscheint der *Ausdruck* des Begriffs als bloßes Rudiment seiner kommunikativen Funktion. Für den Zusammenhang von Sprache und Bewußtsein ist er ‚bloße‘ Oberfläche kognitiver Prozesse und als solche ohne Bedeutung. Bestenfalls kommt die Ausdrucksseite der Sprache – das also, was m.E. das ‚Wort‘ vor dem ‚Begriff‘ auszeichnet – noch als ‚Kleid‘ oder ‚Ausgeh-Anzug‘ des Gedankens zu Ehren.

Aus der Perspektive der Kommunikation aber ist das ‚Wort‘ oder besser noch der ‚Ausdruck‘ etwas ganz anderes: um im Bild zu bleiben, nicht ‚Kleid des Gedankens‘, sondern eher der ‚Overall der Sprechfähigkeit‘. Wo jenes stillvoll verhüllt, worum es *eigentlich* geht, sieht man diesem immer an, wie und woran gearbeitet worden ist. Und genau darauf kommt es in der Kommunikation an. Das heißt aber methodisch auch, daß man die

Augen für die ‚Spuren‘ des Vorgangs nicht verschließen darf, sondern erst einmal öffnen muß. Das Starren auf den ‚Begriff‘ trübt allzu leicht den Blick für die Spuren, die der kommunikative Gebrauch des Wortes hinterläßt. Diese Spuren zeigen sich in erster Linie *in den sprachlichen Ausdrücken*, in denen das Wort im Laufe seiner Karriere verwendet und durch die es in seiner Bedeutungsfunktion verändert und wechselnden Bedürfnissen angepaßt worden ist.

Das Wort ist in dieser Perspektive weniger Zeichen für einen Begriff, als vielmehr Mittler *der* Bedeutung, die es als Element (eines) sprachlichen Ausdrucks in der Kommunikation und durch die Kommunikation für die SprecherInnen und HörerInnen bekommt. Es funktioniert nicht, indem es ‚Gegenstände‘ semantisch repräsentiert, sondern indem *es als Ausdruck* auf kommunikative Erfahrungen und auf ein entsprechendes Gebrauchsschema verweist.

Einige Beispiele dafür gibt – wiederum bezogen auf ‚stehen‘ – die folgende Übersicht –, und dies ist nur ein sehr kleiner Ausschnitt.

etc.	nicht aus-	können	- etc.		etc.
	nicht nach-		- gegen	sich unter-	zu tun
		nicht an-	- um	sich ver-	mit
		zu tun	- auf	sich –	mit
			- zu		
				stehen	
				bei-	
		er-		zu-	- (intrans.)
	ge-			über-	- (dat)
	be-			auf-	- etc.
ver-				vor-	
				zurück-	
etc.				etc.	

Es sind einige wichtige Beobachtungen zum Thema ‚Sprache und Bewußtsein‘ möglich, die man dieser einfachen Darstellung vor dem Hintergrund der oben geführten Diskussion ablesen kann.

Der Begriff STEHEN als kognitive Größe determiniert offenbar nicht die Möglichkeiten des Gebrauchs des Wortes ‚stehen‘ als sprachlicher Größe. Die Differenzierung der Wortfamilie (als Ausdrucksfamilie) hat mit der Differenzierung des Wortfeldes nichts gemein.¹⁰⁾ Die sprachlichen Möglichkeiten der Verwendung des Wortes ‚stehen‘ sind von der Begriffsbedeutung bzw. der wörtlichen Bedeutung her also *nicht vorhersagbar*. Das kann man deutlich daran erkennen, daß das Wort ‚stehen‘ hier in Ausdrücken erscheint, deren Begrifflichkeit mit der von STEHEN nichts mehr oder nur noch entfernt zu tun hat.

(10) Die verschiedenen Prozesse einer Ausdrucksbildung ‚jenseits‘ der Wortgrenze werden in Feilke (i.D.) diskutiert.

Das Bewußtsein beim Sprachgebrauch kann danach nicht begrifflich kontrolliert sein. Es kann deshalb die Kommunikation auch nicht als sprachliche Repräsentation eines begrifflichen Wissens funktionieren, ebensowenig wie das Verstehen sinnvoll als ein Abgleich repräsentierter Begriffe und Propositionen verstanden werden kann.

Statt dessen verweisen die hier angeführten Beispiele umgekehrt auf einen Prozeß, in dem *aus der Kommunikation heraus* sprachliche Ausdrücke geschaffen und semantisch interpretiert worden sind. Die relativ blasse Bedeutung des Wortes ‚stehen‘, die als Folge seiner Abstraktion im Gebrauch verstanden werden kann, kann durch verschiedene Typen der Ausdrucksbildung kommunikativ aufgehoben und transformiert werden, indem *pragmatische Information* aus der Situation einer Koorientierung im Gebrauch heraus für die Akteure anschließbar gemacht wird. Bei Ausdrücken wie ‚die Jacke steht dir‘, ‚es steht 1:1‘ oder ‚die Uhr steht‘ wird exemplarisch deutlich, daß jeweils nur *bestimmte Ausdrücke*, in denen ‚stehen‘ erscheint, Bedeutung haben. Erst der so angedeutete Gebrauchskontext läßt uns ‚stehen‘ verstehen.

Der bestimmte Ausdruck alleine hält diese Information – zunächst nur als eine Option zum kommunikativ sinnvollen Ausdrucksgebrauch – verfügbar: ‚etwas steht jemandem‘, ‚etwas steht jemandem zu‘, ‚jemand steht zu etwas‘, ‚jemand steht zu etwas so-und-so‘; hier hilft uns der Begriff STEHEN nicht weiter, alleine der Bezug auf verschiedene *kommunikativ* sinnvolle Schemata des Ausdrucksgebrauchs für das Wort ‚stehen‘ (das-kann-man-sagen, wenn ...) kann hier das Verstehen strukturieren.

Zu den jeweils schematisierten Kontexten steht der Ausdruck semantisch immer nur in einer ‚pars-pro-toto‘-Relation (vgl. Feilke 1993, 1994). Der Ausdruck wird zum Zeichen eines intersubjektiv perspektivisch gefaßten Aspekts der Verständigung. Dieser Aspekt *kann* begrifflich motiviert sein; er kann aber auch durch eine besondere emotionale oder soziale Qualität der Verständigung motiviert sein, über die ein Ausdruck für Teilnehmer semantisiert worden ist. Das gilt für Flüche und Rituale ebenso wie für das Osterlied im Faust, dessen Konnotationsspektrum – fehlendem Glauben zum Trotz – immerhin ausreicht, den zum Tod entschlossenen Zweifler ins Leben zurückzuholen. Hier schert sich das Verstehen den Teufel um den Begriff.

Offenbar ist es die Verfügbarkeit *genau solcher Bezüge* (zwischen Ausdrucksformen und Kontextaspekten der Kommunikation) im Bewußtsein der sozialen Akteure, über die das Sprachbewußtsein als ein soziales Bewußtsein bestimmt wird. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Topos von der sprachlichen Prägung des Bewußtseins einen anderen Sinn. Darauf soll im dritten Abschnitt dieses Aufsatzes in der Diskussion eines eindrücklichen Dokuments abschließend eingegangen werden. Zunächst möchte ich aber einige Folgerungen aus der bisherigen Diskussion thesenartig zusammenfassen.

2. Zwischenergebnis der Diskussion

Im folgenden werden einige Konsequenzen der Erörterung in einer Folge von Thesen formuliert, die zum einen die bisherige Diskussion bewerten, zum anderen die abschließende Diskussion im dritten Abschnitt vorbereiten.

1. Im sozialen Verkehr orientieren die Akteure ihre kognitiven Prozesse *am kommunikativen Sinn eines Ausdrucks*. Dieser ist das vergesellschaftende Moment des Sprach-Denkens. Durch Kommunikation bekommt ein Ausdruck Bedeutung. Durch Bedeutung wird die individuelle Kognition sozial orientiert (vgl. Feilke/Schmidt, i.D.).

2. Die Sprache als Medium und Instrument einer Koordination von Handlungen durch Kommunikation hat vor allem soziale Steuerungsfunktionen; sie dient in diesem Sinne vor allem der Sicherstellung hinreichend gleichsinniger und sozial konformer Handlungsweisen, durch die sich die Gesellschaft als Kommunikationsgemeinschaft reproduziert.

3. Die reflexive kognitive Strukturierung solcher Handlungsweisen oder gar deren Ablösung und Transformation in ‚innere‘ repräsentationsgestützte Bewußtseinsleistungen bis hin zur modellhaften Konstruktion und Operation mit willkürlichen Begriffen (Wygotski) sind demgegenüber ein funktional hochspezielles und evolutionär spätes Entwicklungsergebnis.

4. Daß Sprache im kognitiven Bereich zweifelsohne auch Instrument eines kategorial bestimmten Begriffs-Denkens *sein kann*, ist unter der Entwicklungsperspektive Endpunkt einer Differenzierungslinie, unter der Perspektive der Kommunikation jedoch immer ein *besonderer Fall*.⁽¹¹⁾

5. Damit bestimmt vor allem die soziale Differenzierung der Sinnbezüge von Kommunikation darüber, inwieweit die Kognition *als ein autonomes System* im Bewußtsein zur Entfaltung kommen kann. Wo der Sinn von Kommunikation in ihren *sozialen* Bestätigungs- und Kontrollfunktionen aufgeht (Phatisierung von Kommunikation) (vgl. Ehlich 1989), kann auch das Bewußtsein kaum sinnvoll als autonomes System begriffen werden.⁽¹²⁾ Unter solchen Bedingungen kann das Bewußtsein *über Sprache* sozial kontrollierbar werden.

6. Der kommunikative Sinn eines Verhaltens wird *ausdrucksseitig* manifest und ist – im Sinne eines sozialen Bedeutungsmusters – über die bestimmte Ausdrucksgestalt reproduzierbar. Der *autonom* gesteuerten kognitiven Analyse des kommunikativen Sinns korrespondiert sprachlich die – nur extrakommunikativ vollziehbare – Auflösung des Inhalts in Begriffe und die Auflösung des sprachlichen Ausdrucks in systemisch-strukturell differenzierte Elemente.

3. Sprache und Bewußtsein II: Ausdruck, soziale Bedeutung und Bewußtsein

Thesen sind abstrakt. Das ist ihr Zweck und Ziel. Gleichwohl umschreiben die vorstehenden Thesen eminent praktische Probleme im Verhältnis von Sprache und Bewußtsein. Dies soll im folgenden an zwei Beispielen gezeigt werden. Für den Laien hängen Sprache und Bewußtsein ganz unmittelbar zusammen. Die Sprache gilt vielen als ein ‚Codex des Geistes‘, und nicht zuletzt deshalb haben sprachwissenschaftliche Theorien, die zeigen zu können glauben, daß sprachliche Struktur Bewußtseins- und Denkprozesse vor-schreibt bzw. repräsentiert, immer wieder große Popularität erlangt. Zugleich erklärt sich daraus auch die große Angst davor, durch ‚sprachliche Verfehlung‘ die Ordnung des Bewußtseins zu verderben. Daß z.B. der ‚Schraubenzieher‘ nach DIN-Norm nun in ‚Schrau-

(11) Die Sprachphilosophie begeht hier leicht den Fehler, aus der Tatsache, daß die Mittel *ihrer* begrifflichen Konstruktion des Bewußtseins sprachlicher Provenienz sind, zu folgern, die Sprache funktioniere schlechthin als Repräsentationssystem für Begriffe und sei ‚so gesehen‘ ein ‚Spiegel‘ des Bewußtseins.

(12) Dies hebt die kategorialen Unterschiede zwischen kognitiven und kommunikativen Prozessen keineswegs auf; aber es bedeutet, daß die Kommunikation das Bewußtsein unterschiedlicher Individuen *semantisch* gleichschalten und die autonome Konstruktion von Sinn *semantisch* ‚abdichten‘ kann.

bendreher‘ umbenannt ist, ist auf diese Sorge mit zurückzuführen. Auch die philosophische Rede von der ‚Verhexung des Verstandes durch die Mittel der Sprache‘ (Wittgenstein) stimmt ein in diesen populären Chor.

Es ist nun ein leichtes und oft gespieltes Spiel für den Linguisten, solcherlei Anmutungen und Thesen mit ironischem Gestus zu enttäuschen und die Sprachverbesserer und -pfleger eines Besseren zu belehren.⁽¹³⁾ Dies fällt umso leichter dort, wo sich die Sprachkritik fast offenkundig mit Macht- und Herrschaftsinteressen mischt und wo die Sprache zur Rechenschaft gezogen wird, wenn das Bewußtsein unpassend erscheint. Einen solchen Fall dokumentiert etwa der folgende Zeitungsausschnitt, den ich für den oben beschriebenen Zweck gerne in Semantik-Seminaren heranziehe.

Ich möchte mir hier eine ‚ketzerische‘ linguistische Kommentierung des Beispiels ersparen und statt dessen versuchen, zumindest was die Sprachtheorie angeht, der Sorge der Bischöfe einen Sinn abzugewinnen. Es ist klar, was die Bischöfe meinen. Ein Kind z.B. kann man *nach ihren Begriffen* sicher nicht ‚machen‘, sondern man bekommt es ‚geschenkt‘, und von einem Geschenk als einer ‚Gefahr‘ zu reden, muß irrsinnig erscheinen. Wäre hier also die Rede eine andere, so folgern die Bischöfe, wäre auch der Sinn ein anderer und das Bewußtsein wieder in Ordnung. Die Auffassung, dies in Sommerseminaren auch praktisch umsetzen zu können, ist sicher nicht nur, weil sie von Bischöfen gehegt wird, eine fromme Hoffnung.

Aber ist deshalb auch schon der Schluß der Seelenhüter falsch, mit bestimmten sprachlichen Ausdrücken verbinde sich ein bestimmtes Bewußtsein und die Kontrolle des Bewußtseins hänge mit der sozialen Kontrolle des Sprechens zusammen? Der Schluß scheint mir durchaus vernünftig.

In der Tat sind die Ausdrücke ‚ein Kind geschenkt bekommen bzw. empfangen‘ und ‚ein Kind machen‘ nicht bloß stilistisch nicht synonym. Sie verweisen auf völlig verschiedene Hintergründe für die Konzeptualisierung des nur vordergründig identisch erscheinenden Ereignisses einer Zeugung. Sie sind in je unterschiedlichen Kommunikationsverhältnissen jeweils perspektivisch semantisiert und auf ein Schema bezogen.⁽¹⁴⁾ Das ‚totum‘, auf das sie als ‚pars‘ verweisen, ist mit dem jeweils anderen nicht vereinbar. Nicht etwa aus Gründen der Pietät oder des Stils, sondern weil die jeweils schematisierten Gebrauchskontexte und Hintergrundannahmen unverträglich sind, legen die Bischöfe so großen Wert auf die Wortwahl. Der Ausdruck verweist in diesem Sinne auf ein Schema

Nachhilfe für Verlobte

ROM, 21. Juli (AFP). Die Verlobung als Zeit der geistigen Reife einer Liebesbeziehung sollte nach Meinung der italienischen Bischöfe wiederentdeckt werden. In einem Hirtenbrief an alle Priester und an alle Jugendlichen Italiens meinen sie weiter, auch die Sprache von jungen Paaren müsse sich ändern. Formulierungen, die „absolut nicht katholisch“ seien, sollten aus dem Sprachschatz verschwinden: zum Beispiel „die Gefahr, schwanger zu werden“ oder „ein Kind machen“.

Als Vorbereitung auf die Ehe schlagen die Bischöfe Sommerseminare vor. Sexualunterricht solle mögliche Wissenslücken schließen und den Paaren eine „richtige Sicht der Sexualität“ vermitteln. Sexualität sei nicht mit Wollust zu verwechseln. Treue meine nicht allein die Abwesenheit von Ehebruch.

aus: Frankfurter Rundschau, 22. 07. 1989, S. 1

(13) Erinnert sei hier nur an die Diskussion über das ‚Wörterbuch des Unmenschens‘ in den 60er Jahren, in der die Sprachwissenschaft vor der Gleichsetzung von Sprachwandel und Mentalitätswandel warnt. Der erste Abschnitt dieses Aufsatzes diente mit der Unterscheidung von ‚Wort‘ und ‚Begriff‘ ebenfalls diesem Zweck, eine vorschnelle Gleichsetzung von Sprach- mit Bewußtseinsstrukturen zu kritisieren.

(14) Das ist der Grundgedanke auch von Charles Fillmores ‚scenes-and-frames-Semantik‘.

mit je eigenen Sinnbezügen. Er hat einen Signalwert, über den jeweils unterschiedliche soziale und kognitive Voraussetzungssysteme (Erfahrungshintergründe, Wissen, Werte und Normen) kontextualisiert und verbindlich gemacht werden. Auch schön gesungen hätte ‚Jesus hat Geburtstag‘ keine Chance, als Weihnachtslied durchzugehen, obwohl ja auch diese nichts anderes besingen. Schon das bloße Ansinnen, den christlichen Feiertag als Geburtstagsfest zu konzeptualisieren, würde als pietätlos gelten und entsprechend sanktioniert werden. Hierin zeigt sich der Doppelmechanismus einer äußeren (sozialen) Kontrolle des Sprechens, deren Rationalität in der Unterstellung einer inneren (kognitiven) Kontrollfunktion des Sprachgebrauchs für das Bewußtsein besteht. Nur vor diesem Hintergrund wird der auch in ‚offenen Gesellschaften‘ immer wieder erbittert geführte ‚Streit um Worte‘ erklärbar.¹⁵⁾

Das zweite Beispiel führt dieselbe Problematik noch deutlicher an einem ungleich schwerwiegenderen Fall vor Augen. Es handelt sich bei dem folgenden Text um einen Ausschnitt aus einem Interview, daß der Heidelberger Historiker Lothar Steinbach im Rahmen eines oral-history-Projektes zum Nationalsozialismus geführt hat (Steinbach 1983). Steinbach befragte Zeitzeugen und ehemalige Nationalsozialisten, darunter auch die 1924 geborene, aus einem bürgerlichen Elternhaus stammende Doris K.¹⁶⁾ Doris K. berichtet in dem Interviewabschnitt von einer Sonnwendfeier in Hameln 1933, von der sie sehr ergriffen war und bei der zum Abschluß das HJ-Lied mit der Schlußzeile ‚Ja, die Fahne ist mehr als der Tod!‘ gesungen wurde. Steinbach stellt dann die Frage „Sie haben Ihre Gefühle beschrieben, wie schwer das auch sein mag, Gefühle im Nachhinein zu benennen und zu beschreiben. Bei solchen Versen nun – hat man sich da Gedanken gemacht über „... die Fahne ist mehr als der Tod“? Die Antwort von Doris K. lautet dann (gekürzt) (vgl. Steinbach 1983, S. 80/81):

Doris K.: „Überhaupt nicht. (...) Ich habe damals zwei Büchlein voll Gedichte geschrieben, da sagen die meiner Generation, wenn ich sie ihnen vorlese, ja, mein Gott, so war es auch. Und die Jüngeren, die die Zeit nicht erlebt haben, sagen, dies seien lauter Klischees. Und da kommt jetzt die eigentliche Antwort auf diese Frage: diese Klischees waren für uns *keine* Klischees, sondern Leben! Es waren für uns keine Klischees. Und es ist wichtig, darüber sich zu verständigen, wenn man über Klischees redet: jeder sieht das als Klischee an, was seiner eigenen Überzeugung sehr fremd ist und auf ihn zukommt. Was zur eigenen Überzeugung gehört – ich sage jetzt mit Absicht nicht Ideologie – das erscheint einem nicht als Klischee. Das weiß ich noch nicht sehr lange. Natürlich lange ich mir heute an den Kopf, du lieber Gott, was waren das für Klischees! Wenn ich darüber aber berichten will, muß ich diese Klischees verwenden, denn sonst kann ich das gar nicht ausdrücken. Und das ist die Schwierigkeit im Verständnis der jüngeren Generation, besonders der Generation der heute so Vierzigjährigen uns gegenüber. Ich muß diese Klischees, wenn ich mich verständlich machen will, aufdröseln, und dann wirkt das nicht mehr so. Und wenn ich die Klischees stehen lasse, dann wirkt das verfälschend. Ich habe natürlich daran gearbeitet, das ist das Ergebnis von vieler Mühe, daß ich es so sagen kann, daß es nicht mehr so sehr als Klischee wirkt und trotzdem noch richtig ist.“

Selbstverständlich ist ein solcher Text als historische Quelle mit Vorsicht zu beurteilen. Er soll hier lediglich als Beispiel einer metasprachlichen Reflexion gewertet werden, die Zusammenhänge von sprachlicher Form, kommunikativem Sinn und kognitiver Kontrolle

(15) Man denke etwa an die langandauernden Auseinandersetzungen um die Äußerung des Mainzer Arztes Aust „Alle Soldaten sind potentielle Mörder“.

(16) Die Befragte ist nationalsozialistisch erzogen und steht emotional und sozial vollständig in den Bezügen des Systems, bis sie gegen Kriegsende durch ihren Freund mit Widerstandskreisen in Berührung kommt. Diese Erfahrung stellt ihre bisherige Weltansicht völlig in Frage und führt in der Folge zu einem Bruch und einem durchgreifenden Wandel des Selbstverständnisses. In allen Passagen des Interviews zeigt sich eine außerordentlich reflektierte Einstellung der Befragten auch gegenüber dem Nationalsozialismus als kommunikativem Phänomen.

bzw. Autonomie thematisiert. Dabei ist klar, daß faschistische Sozialverhältnisse sicher einen Extremfall sozialer Kontrolle der Kommunikation darstellen (vgl. Ehlich 1989, S. 20f.). Doris K. identifiziert die angesprochene Liedformel als ‚Klischee‘, wobei sie dessen Ausdrucks- und Inhaltseite als Einheit behandelt. Das Klischee steht offenbar in einem Kontext weiterer Klischees (‚Gedichte‘), die in ihrem Zusammenhang für die Befragte den semantischen Dreh- und Angelpunkt ihrer damaligen Bewußtseinslage bilden. Der Interviewtext erlaubt verschiedene Generalisierungen zur Bewußtseins-Funktion des ‚geprägten‘ sprachlichen Ausdrucks:¹⁷⁾

– Das Klischee macht als sprachliches Hinweis-Zeichen (Indice) ‚pars-pro-toto‘ Überzeugungs- und Wissenszusammenhänge kognitiv verfügbar (‚ja, mein Gott, so war es auch‘).

– Das Klischee selbst ist aus der Innenperspektive als solches nicht wahrnehmbar. Es scheint selbstverständlich und natürlich (‚Leben!‘).

– Im Klischee kristallisieren sich allgemeine Sinnbezüge der Kommunikation, die für das Individuum nur insofern ‚hintergebar‘ erscheinen, als es *in andere Sinnbezüge* eingebunden ist. Deshalb erscheint das Klischee aus der Außenperspektive als ein kontingenter Habitus ohne Bedeutung. Nur aus der Außenperspektive kann es *als Klischee* erscheinen (‚du lieber Gott, was waren das für Klischees‘).

– Es ist schwierig, sich außerhalb des Klischees zu stellen, und *gleichzeitig* seinen Sinn zu kommunizieren. Der Versuch zu einer autonom gesteuerten kognitiven Analyse und begrifflichen Repräsentation des Klischees (‚aufdröseln‘) macht seinen Sinn inkommunikabel. Die ‚Aufdröselung‘ der Redeweise ist im Sinne des diesen Aufsatz einleitenden Wittgenstein-Mottos die Analyse und zugleich die Zerstörung des Sinns einer Lebensform. Der vorstehende Zitat-Text zeigt aber auch, daß dies eine Möglichkeit der Befreiung von sozialer Kontrolle des Bewußtseins sein kann.

Literatur

- Aebli, H. (1980): Denken. Das Ordnen des Tuns. Band I: Kognitive Aspekte der Handlungstheorie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Aebli, H. (1981): Denken. Das Ordnen des Tuns. Band II: Denkprozesse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Arens, H. (1969): Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2.Bde. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer.
- Chomsky, N. (1977): Reflexionen über die Sprache. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Chomsky, N. (1981): Regeln und Repräsentationen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ehlich, K. (1989): Über den Faschismus sprechen. Analyse und Diskurs. In: ders. (Hg.): Sprache im Faschismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.7-34.
- Erdmann, K.O. (1925/1966): Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik. (unveränderter Nachdruck der 4.Auflg. Leipzig: 1925), Darmstadt.
- Feilke, H. (1993): Sprachlicher Common sense und Kommunikation. In: Der Deutschunterricht VI, S. 6-21.
- Feilke, H. (1994): Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Feilke, H. (im Druck): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Feilke, H./Schmidt, S.J. (im Druck): Denken und Sprechen. Anmerkungen zur strukturellen Kopplung von Kognition und Kommunikation. In: Trabant, J. (Hg.): Philosophie der Sprache.
- Rorty, R. (1985): Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmidt, S.J. (1969): Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik. Braunschweig.

(17) Vgl. zu diesem Begriff der sprachlichen ‚Prägung‘ Feilke 1993, 1994, i.D.